

Der verichollene Sohn

Roman von
M. Bethold

(26. Fortsetzung.)

„Ist es denn nicht möglich, daß ich einige Worte mit ihm sprechen kann?“ fragte er.

„Es wäre ja doch nutzlos!“
„Das könnt Ihr nicht behaupten, Euer Mann wird vielleicht gerne das Geschäft übernehmen, und eine nicht unbedeutende Nebeneinnahme kann Euch doch nur erwünscht sein. Ich muß für den Posten einen Mann haben, dem ich volles Vertrauen schenken kann, er hat Gelder für mich in Empfang zu nehmen und wieder auszugeben, und die Summen sind mitunter sehr bedeutend.“

In den flehenden Augen der alten Frau leuchtete es ja auf, Hagen hatte die rechte Seite angeschlagen, die Habgucht war gewedt.

„Warten Sie einen Augenblick, ich werde sehen, wie mein Mann sich befindet“, sagte sie, indem sie auf eine Thüre zuhinkte, „wenn man etwas verdienen kann, nimmt man's gerne mit.“

Die Berathung im Nebenzimmer dauerte ziemlich lange, endlich wurde die Thüre wieder geöffnet und die Frau winkte ihm, näher zu treten.

Das Zimmer, in dem der Beamte sich nun befand, enthielt nur ein Bett und einige alte Stühle, ein zerbrochener Spiegel und ein paar werth- und geschmacklose Lithographien stierten die schmutzigen Wände.

Hef lag wirklich bis an den Hals zugedeckt im Bett, auf einem Stuhl stand eine Wäschschüssel mit Wasser, und das letztere zeigte eine rothe Färbung.

Hagen brachte nach einigen Worten der Theilnahme die Rede auf seinen Holzhandel, er wiederholte dem Polizeidiener Alles, was er schon der Frau desselben gesagt hatte, und Hef schien nicht abgeneigt zu sein, den Posten anzunehmen.

Die Frau war natürlich zugegen, sie wollte, wie sie behauptete, darüber wachen, daß ihr Mann sich nicht aufrege, und schon drang sie darauf, daß die Unterredung abgebrochen werde, da sie selbst ja nun alles Lebige mit dem Holzhändler verhandeln könne, als der Doktor Bitter eintrat.

Hagen ahmete auf, es hatte in seiner Absicht gelegen, bei dem Besuch des Arztes ampfend zu sein, jetzt konnte er mit eigenen Augen die Entwicklung der Dinge beobachten.

Als Doktor Bitter in die Wohnung des kranken Polizeidieners eintrat, erlag Hagen sofort aus einem Blide, den jener ihm zuwarf, daß er sonderlich über den Verdacht als auch über die mißliche Stellung des angeblichen Holzhändlers unterrichtet sei.

Die Frau hob dann mit wuthsprühenden Augen vor dem Doktor, und sie glühten.

„Was wollen Sie hier?“ fragte sie.
„Der Herr Bürgermeister schickt mich“, erwiderte er ruhig, „die Gesundheit eines Polizeidieners ist zu werthvoll, als daß sie der Sturmethode einer Prücherei anvertraut werden dürfte.“

„Ich will keinen Arzt!“ rief Hef.
„Nun, ruhig“, sagte der Doktor, der das Weib bei Seite geschoben hatte und jetzt vor dem Krankenlager stand, „wenn Ihr Euch krank meldet, Hef, müßt Ihr Euch eine ärztliche Untersuchung gefallen lassen. Also, wo steht's?“

Hef mochte einsehen, daß weiteres Protestiren ihm eher schaden als nützen konnte, er ergab sich in das Unabänderliche, während seine Frau mit verzweifelnem Achselzucken dem verhassten Doktor den Rücken wandte.

„Erlaubung“, erwiderte er mürrisch, „unserer kann auch einmal krank werden.“

„Gewiß“, nickte der Doktor, und in dem Tone, den er dabei anschlug, lag eine schneidende Ironie, „es sind schon Nachtwächter am hellen Tage gestorben, das Alles kann vorkommen. Aber ich glaube, Ihr habt Wundfieber, alle Symptome sprechen dafür; wo steht Ihr verletzt?“

„Was sind das nun wieder für merkwürdige Redensarten!“ sagte die Frau mit scharfer Betonung, „Als ob nur ein Verwundeter Fieber haben könne! Lächerlich!“

„Nun, wie ist's?“ fragte der Doktor, ohne die Grobheit zu beachten, „Glaubt Ihr, ich sehe das Blut in der Wäschschüssel nicht?“

Das Weib lachte höhnlich, in dem erblickenden Gesicht ihres Mannes spiegelte sich namenlose Angst.

„Blut?“ erwiderte sie, „Wie schlaue die Herren sind! Nun ja, es ist Blut, ich selbst habe Nasenbluten gehabt.“

„Was ist das?“ fragte er aufbrausend. „Ich verlange, daß der Herr Bürgermeister hierher kommt, der kennt mich und kann's bezeugen, daß ich nichts Böses verbrochen habe.“

„Wollen Sie die Güte haben, den Herrn Bürgermeister zu rufen?“ wandte Hagen sich zu dem Doktor.

„Der Herr Kreisrichter muß ebenfalls benachrichtigt werden.“

„Werde Alles besorgen“, rief der Doktor hinausgehend.

„Und wer sind Sie denn, daß Sie sich das Alles herausnehmen dürfen?“ fuhr das Weib auf.

„Kriminal-Beamter“, erwiderte Hagen ruhig, „Ihr habt wohl nicht daran gedacht, daß Eure Verbrechen einmal an den Tag kommen könnten?“

„Und was sollen wir verbrochen haben?“ fragte Hef höhnlich.

„Ihr werdet nachher das ganze Sündenregister erfahren. Es hat Euch in der vorigen Nacht wohl Mühe gekostet, mit dem zerbrochenen Arm über das Gitter in Clemensruh hinüber zu kommen?“

„In Clemensruh?“ spottete Hef. „Habt Du's gehört, Frau? Ich hab' gestern Abend einen verdächtigen Streich verbrochen, ich bezeugte ihm auf der Chaussee vor der Stadt, wie ich den Kerl aufforderte, mir seine Papiere zu zeigen, holt er eine Pistole heraus, schießt mich in den Arm und läuft davon.“

„So, so“, sagte Hagen jetzt auch in spöttischem Tone, „Wenn das wahr ist, hätten Sie doch nicht nötig gehabt, die Wunde zu verheimlichen. Bleibt liegen, Hef, es sollte mir leid thun, wenn ich einem Verwundeten die Handfesseln anlegen müßte. Und Ihr, Frau, seht Euch auf jenen Stuhl, bis die Herren kommen, Euer Recht soll Euch werden, darauf dürft Ihr Euch verlassen.“

Die beiden wechselten einen verstoßenen Blick mit einander, in ihm spiegelte sich deutlich die Zuversicht, daß man keinen Beweis gegen sie finden werde.

Der Doktor kehrte jetzt in Begleitung des Bürgermeisters zurück und der Letztere erklärte dem Beamten mit leiser Stimme, er habe den im Städtchen stationirten Gendarm in's Rathshaus beordert.

Gleich darauf erschien auch der Richter mit seinem Aktuar, und jetzt beschuldigte Hagen den Polizeidiener Hef, in der vorigen Nacht einen Einbruch in Clemensruh versucht zu haben.

Hef berichtete darauf seine angebliche Begegnung mit dem Streicher, der nach seiner Aussage den Schutz auf ihn abgesehen haben sollte, und seine Frau bestätigte diese Erklärung.

„Na, wir werden uns davon ja überzeugen können“, sagte der Doktor, während er die Dede zurückschlug und den Verband abnahm, „die Wunde wird mit Sicherheit erkennen lassen, ob die Kugel aus der Höhe gekommen ist oder — Teufel, wo steht die Wunde aus! Das ist der Segen dieser Krückerquadralerei! Wenn Euer Mann den Arm verliert, Frau Hef, dann habt Ihr das auf dem Gewissen! Uebrigens ist die Geschichte ganz unzuverlässig“, fuhr er nach kurzer Unterredung fort, „die Kugel ist von oben eingedrungen und hat den Knochen zertrümmert. Da helfen keine Lügen mehr, Hef, die Beweise stehen bombastisch!“

„Und ich rathe Euch in Eurem eignen Interesse, die Wahrheit zu gestehen“, nahm der Richter das Wort, „der Verdacht, daß Ihr an den Einbruch beteiligt seid, hat längst auf Euch geruht, jetzt ist er zur Gewissheit geworden.“

„Und wer hat diesen Verdacht auf mich geworfen?“ erwiderte Hef trohig.

„Ein Mann, der sich Kriminalbeamter nennt und —“

„Schweig!“ unterbrach der Bürgermeister ihn, „Ihr habt jetzt nur noch die Fragen zu beantworten, die an Euch gerichtet werden. Ich habe an Eure Schuld nicht glauben wollen, weil ich Euch für einen braven, ehrlichen Mann hielt, aber die Wunde hat mich überzeugt, und ich bereue jetzt, daß ich nicht früher schon die Untersuchung einleitete.“

„Und ich frage noch einmal, wollt Ihr gestehen?“ fragte der Richter.

„Ich möchte nicht, was ich gestehen sollte“, spottete Hef, „Es würde hier anders aussehen, wenn ich all' das Gold und Silber gestohlen hätte, was meinst Du davon, Frau?“

„Es ist ja lächerlich!“, erwiderte das Weib achselzuckend, aber so sehr sie sich auch bezwang, die innere Angst, die aus ihren flehenden Blicken leuchtete, konnte sie nicht ganz verbergen.

„Es wird Euch weniger lächerlich erscheinen, wenn ich Euch die Zeugen gegenüberstelle!“ sagte Hagen. „Wir müssen jetzt auch, wer den Förster Brintmann erschossen hat.“

Hef blühte betroffen auf, er war auf diese furchtbare Anklage nicht vorbereitet, aber trotzdem gelang es ihm, seine Fassung zu behaupten.

„es besser“, erwiderte der Beamte mit gehobener Stimme.

„Der!“ rief Hef aufbrausend, „Wenn Sie sich auf die Aussagen dieses Mannes stützen wollen, dann sind Sie mit Ihrer Anklage von vorne herein verloren. Hat er Ihnen nicht vorgelogen, ich sei der Thäter?“

„Er hat Euch in jener Nacht gesehen!“

„Leugne ich das? Ich war in Clemensruh, als der Schuß fiel, ich mußte hin, um zu erforschen, wer geschossen hatte, und nun will der Förster behaupten, ich selbst habe diesen Schuß auf den Förster abgefeuert?“

„Er behauptet noch mehr als das!“
„Sol' ihn der Teufel, der Kerl ist ein boshafter Lump, der mich stets mit seinem Haß verfolgte, hat trotzdem meine Frau ihm Wohlthaten erzeigt. Weshalb hat er nicht gleich am anderen Tage mich angeklagt?“

„Die Untersuchung wird das Weitere ergeben“, nahm der Richter das Wort. „Es muß auffallen, Hef, daß nur in solchen Häusern eingebrochen worden ist, in denen Eure Frau Zutritt hatte. Der erste Einbruch in Clemensruh geschah durch ein offenes Fenster, Eure Frau hatte kurz vorher angeordnet, daß dieses Fenster Tag und Nacht offen bleiben müsse, damit die angeblich leuchtenden Wände trocken blieben.“

Die Frau Majorin v. Bach wurde bestochen, nachdem Eure Frau am Abend zuvor allen Bewohnern des Hauses einen Schlaftrunk gegeben und gleichzeitig Maßregeln getroffen hatte, damit der Dieb unbewertet sich in das Haus schleichen konnte, und der Einbruch in der Villa Riedel fand in einer Nacht statt, in der Eure Frau in dieser Villa übernachtete.“

„Diese Anklagen sind gegen Dich gerichtet, Frau“, sagte Hef, „jetzt vertheidige Dich! Ich hab' Dir ja immer gesagt, Deine Aufopferung würde Dir nur Untand einbringen, nun hast Du den Beweis!“

„Und weshalb soll ich mich vertheidigen?“ fragte das Weib in verzweifelnem Tone. „Man soll mir vorher die Wahrheit der Anklage beweisen.“

„Diese Beweise werden bei der Hausdurchsuchung wohl gefunden werden“, sagte der Beamte in zuversichtlichem Tone. „Die Frau wird uns begleiten, den Verwundeten kann inzwischen der Gendarm bewachen.“

Der Letztere wartete schon im Rathshaus auf weitere Befehle, er wurde gerufen, der Bürgermeister machte ihn für den Gefangenen verantwortlich und die Herren begannen nun mit der Durchsuchung derjenigen Räume, welche die Eheleute Hef bewohnten.

Dies war rasch geschehen, man fand keine Spur von den geraubten Gegenständen, und das boshafte, triumphirende Lächeln, welches die schmalen Lippen der Frau umspielte, ließ den Beamten deutlich erkennen, daß sie ihn schon überlistet zu haben glaubte.

„Sehen wir in den Keller“, sagte er mit einem scharfen, forschenden Blick auf das edige Gesicht der alten Frau, „daß wir in diesen Räumen nichts finden würden, habe ich voraus gemuthet.“

„Sie werden auch dort nichts finden“, erwiderte Frau Hef höhnlich, während sie die dunkle Treppe hinunterstieg; „die Herren machen sich vergebliche Mühe, um eheliche Leute in Schmach und Schande zu bringen, ich werd's ihnen nicht verzeihen.“

„Spart Eure Drohungen!“ jagte der Richter barsch.

Die Frau war vor einem kleinen Gewölbe stehen geblieben.

„Hier ist unser Keller“, verlegte sie. „Ich werde mir zuvor die anderen Räume ansehen“, erwiderte der Beamte. „Wo ist der Raum, in dem die Kohlen aufbewahrt werden?“

„Es war zu dunkel, um die Geschätze der Frau beobachten zu können, aber der heisere Ton ihrer Stimme klang verächtlich, als sie erwiderte, der Kohlenvorrath sei augenblicklich sehr klein.“

„Führt mich hin, das Uebrige wird sich finden“, sagte Hagen barsch, und einige Minuten später stand er in einem halb dunklen Gewölbe vor einem kleinen Kohlenhaufen, der etwa den vierten Theil des Raumes füllte, während ein zweites Viertel zur Aufbewahrung des hoch aufgeschichteten Brennholzes diente.

„Na, hier werden Sie doch das Silbergeschloß nicht finden wollen?“ fragte der Richter leise.

„Ich beschuldige das allerdings“, entgegnete Hagen ruhig.

„Aber ich bitte Sie, die große Menge des Geschloßens.“

„Kann hier ein hinreichend geräumiges Versteck gefunden werden“, fragte der Beamte, indem er eine Schau-ergreifung und die Kohlen von der eisernen Stelle fortstieß. Die Beute konnten ja hier thun und lassen, was sie wollten, ohne eine Störung befürchten zu müssen, und so lange sie in Rathshaus wohnen, wird Niemand daran gedacht haben, hier eine Revision zu halten.“

Ein dumpfer Ton belehrte den Beamten, der unbedröffen weiter arbeitete, daß seine Vermuthungen begründet waren.

„Sorgen Sie, daß uns das Weib nicht entwischt!“ rief er den Herren zu, die mit sehr getheilten Erwartungen hinter ihm standen, „wir werden so gleich die Beweise haben.“

Ein Fluß entfuhr den Lippen der Frau, die Zuversicht, mit der Hagen diese Behauptung ausgesprochen hatte, mußte sie ja erkennen lassen, daß die Katastrophe nahe war, es konnte für sie jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Beamte bereits die Entdeckung gemacht hatte.

„Ich wußte es ja“, fuhr Hagen nach einer kurzen Pause fort, während der schwarze Kohlenhaufen ihm immer dichter umhüllte, „hier ist eine Kalkthür, hören Sie, meine Herren, das Werkzeug stößt auf Holz, und unter dem Holz befindet sich ein hohler Raum — halt da!“ rief der Doktor, und mit einem raschen Griff hielt er den Arm der alten Frau umklammert, die eben Miene gemacht hatte, die Flucht zu ergreifen. „Nur entkommt uns jetzt nicht mehr.“

„Ich wollte nur Arbeiter holen, die den Herrn helfen sollten“, sagte das Weib, nach Athem ringend.

„Und auf dem Wege wäre Ihr gelieben“, spottete der Doktor, „Derr Aktuar, wollen Sie nicht eher hinausspringen und einige Arbeiter rufen?“

Hagen setzte seine Arbeit fort, er erhielt nach einigen Minuten Unterstützung, und als die letzten Kohlen vergeräumt waren, zeigte sich eine geschicht in den Boden eingelassene Kalkthür, die man hier, so lange überhaupt kein Verdacht gegen Hef vorlag, schwerlich gesucht haben würde.

Durch diese Kalkthür sprang Hagen in einen ziemlich weiten und sehr vorfälligen Kalkraum hinunter, das Erste aber, was er dem bestürzten Bürgermeister aus der dunklen Oeffnung heraufschrie, war ein Paar eiserner Handschellen.

„Das Weib muß gefesselt werden“, sagte er, „die Beweise sind gefunden. Haben Sie keinen zweiten Gendarm disponibel?“

„Leider nein.“

„Dann lassen Sie den Verwundeten durch einen Gerichtsdiener oder eine andere zuverlässige Person bewachen, und überlassen Sie dem Gendarm das Weib.“

Der Bürgermeister fügte sich ohne Widerrede den Anordnungen, die der Beamte traf, und Hagen reichte jetzt die Schlinge heraus, die das Versteck barg.

Nicht nur das gesammelte entwendete Silbergeschloß, auch eine Menge anderer Gegenstände kamen zum Vorschein. Ein in Wachsstock geschlossenes Paket Banknoten, ein Beutel, der mit Goldstücken, und zwei andere, die mit Silbermünzen gefüllt waren, ganze Stücke Leinwand und Kleiderzeuge, fertige Leibwäsche und seidene Tücher und zuletzt eine schwere, mit goldenen und silbernen Schmuckstücken gefüllte Kiste, deren Inhalt offenbar aus der vor vielen Jahren erfolgten Vererbung des Goldschmieds herrührte.

„Ach, hoffe, Sie werden nun nicht länger bezweifeln, daß die Eheleute Hef sich aller jener Einbrüche schuldig gemacht haben“, sagte der Beamte, als er das Versteck geleert hatte. „Und was die Ermordung des Försters Brintmann betrifft, so habe ich hier dieses albertshümlische Pistol gefunden, aus dem wahrscheinlich der Mordschuß abgefeuert worden ist. Man muß die Alten aus jener Zeit noch einmal nachsehen, vielleicht geben sie über das Kaliber der Waffe genauere Auskunft. Und nun kommen Sie, wir wollen sehen, ob der Hef mürbe wird, wenn wir ihm die Beweise seiner Schuld vorlegen.“

Hef mußte wohl die feste Ueberzeugung hegen, daß das Versteck nicht entdeckt werden könne, er empfing die zurückkehrenden Herren mit spöttischem Lächeln. Aber dieses Lächeln wich dem Ausdruck des Entsetzens, als Hagen ihm die Waffe vor die Augen hielt.

„Damit habt Ihr den Förster erschossen“, sagte der Beamte.

Hef blühte ihn stier an, er mußte jetzt, daß seine Schlinge entdekt waren.

„Wo ist meine Frau?“ fragte er.

„Am Gefängniß“, antwortete der Richter. „Wollt Ihr jetzt ein Gefängniß ablegen?“

Hef schüttelte trohig das Haupt und schwie auf alle Fragen: das Protokoll mußte endlich geschlossen werden, da das mehr und mehr zunehmende Wundfieber die Fortsetzung des Verhörs nicht gestattete.

Hagen und der Doktor Bitter versetzten gemeinschaftlich das Rathshaus, und jetzt theilte der Doktor seinem Beauftragten Alles das mit, was Marie Felsing ihm über Bruno Winter und dessen Beziehungen zu ihrer Familie berichtet hatte.

Der Beamte war über diese Mittheilungen sehr erfreut.

„Nicht weis ich genug, um auch gegen diesen Burden einschreiten zu können“, sagte er, „Lobal ich den Hef zum Gefängniß gebracht habe, werde ich mich jener Sache widmen.“

„Ich glaube, dann werden Sie sich beileben müssen!“ Die Wunde gefasst mir nicht, das alte Weib hat durch seine elenden Quackalereien von vorneherein Alles verdorben, und der Hef kann Gott danken, wenn er weiter nichts verliert als seinen Arm.“

„Nächsten Sie für sein Leben?“

„Wir wollen's abwarten“, sagte der Doktor achselzuckend, dann trennten sich die Beiden, und eine Stunde später sprach sich die ganze Stadt von nichts Anderem mehr, als von der Verhaftung der Eheleute Hef und dem Entdecken der Flucht in Rathshaus gemacht worden waren.

23.
Der Doktor Bruno Winter hatte sich der getroffenen Verabredung gemäß nach seiner Rückkehr aus Prag in Köln einzufinden, und war hier auch von der Familie Riedel mit unveränderter Freundschaft aufgenommen worden.

Er glaubte allerdings zu bemerken, daß Eugenie kälter und zurückhaltender als früher gegen ihn sei, aber das hatte jedenfalls seinen Grund darin, daß sie wußte, welche Hoffnungen und Erwartungen er legte, zumal er sich

ja auch nur dann über solche Zurückhaltung beklagen konnte, wenn er sich mit der jungen Dame allein befand.

Daß man sich in Prag über ihn und seine Professur erkundigt hatte, daß Marie Felsing in seiner Nähe weile und man jeden Tag die Rückkehr Eduards v. Steinthal erwarten dürfte, das Alles blieb ihm ein Geheimniß, selbst die Eltern Eugeniens wußten davon nichts.

Eugenie korrespondirte sehr eifrig mit Elfriede, die Beiden schmiedeten Pläne, die nicht vorzeitig verrathen werden dürfen, wenn man nicht den Doktor veranlassen wollte, die Flucht zu ergreifen.

Und darin waren Beide einig, daß Bruno Winter dem strafenden Arm der Gerechtigkeit überliefert werden mußte, es lagen ja genügende Schuldbeweise gegen ihn vor.

Als die Pläne der beiden jungen Damen waren so komplizirt, daß Eugenie schließlich es doch für nötig erachtete, ihren Vater in dieselben einzulassen, und dies umso mehr, als gerade in ihrem Hause die Katastrophe vorbereitet werden sollte.

Papa Riedel kam in der Regel kurz vor Mittag aus der Fabrik zurück, in keinem Kabinett bei einem Glase Bier die Zeitungen zu lesen, so geschah es auch heute, und eben wollte Eugenie ihm folgen, als der Doktor Winter angemeldet wurde.

Sie wollte mit ihm heute nicht zusammen kommen, die Aufregung, in der sie sich befand, konnte sie möglicherweise zu einer Neuerung verleiten, die in seiner Seele Argwohn weckte, deshalb verließ sie das Wohnzimmer, um sich in ihr einers trauliches Stübchen zurückzuziehen.

Der Doktor blieb, bis die Suppe aufgetragen wurde, dann erst empfing er sich, und bei Tisch wußte Riedel nicht genug von der Lebenswürdigkeit des interessanten Mannes zu erzählen.

Eugenie betheiligte sich an der Unterhaltung nicht, sie entschuldigte ihre Unfähigkeit mit Kopfschmerz, aber der wechselnde Ausdruck ihres Gesichtes ließ doch erkennen, daß sie dem Gespräch mit lebhaftem Interesse folgte.

Als die Tafel aufgehoben war, aß Riedel wieder in sein Rauchkabinett und sobald auch die Mutter sich zu dem gewohnten Sitze zurückgezogen hatte, folgte Eugenie dem Vater, der bei ihrem Eintritt betroffen aufschaute.

(Fortsetzung folgt.)

Feuersnoth und Feuerschutz.

Mit berechtigtem Stolz gedankt der moderne Großstadtbewohner heut vergangener Zeiten. Seine Sicherheit auch gegen das verheerende Element des Feuers wird durch eine Reihe baupolizeilicher Bestimmungen und durch gute Berufs-Feuerwehren gewahrt. Das Bild einer Feuersnoth, wie es ein Schiller noch in der Glorie malt, erscheint heut praktisch unmöglich. Ganz fremd ist dem richtigen Großstadtbewohner der Zustand der alten Römer, von denen Seneca berichtet: „Ein Theil unterirdischer Feuer unter uns, und es wird uns überdeckt, wie die Einwohner bei dem geringsten Ansturm aus lauter Angst und Verzweiflung über ein etwa ausbrechendes Feuer sich flüchteten.“

Solche Furcht könnte unbegründlich erscheinen, wenn man sich erinnert, daß das alte Rom der Kaiserzeit bereits ein ziemlich gut ausgebildetes Feuerlöschwesen besaß. Wenn trotzdem jeder Brand beinahe ein Häuserviertel niederlegte, wenn unter Nero die ganze Stadt niederbrennen konnte, so ist dies auf den absoluten Mangel baupolizeilicher Vorschriften zurückzuführen.

Obwohl das alte Rom die Mietshäuser in der der aller schlimmsten Form hatte und sechs, siebenstöckige Bauten, in denen jeder Winkel vermietet war, die Regel bildeten, so wurde doch in lehrreicher Weise vornehmlich aus Holz gebaut und auch mit Holz gedeckt. Aber auch während des ganzen Mittelalters hindurch und bis spät in die Neuzeit hinein wurde es nicht viel besser. Erst im vierzehnten Jahrhundert werden Feuerlöschordnungen allgemeiner, und gleichzeitig beginnt man einzusehen, daß Feuerlöschwesen zu bauen. An Stelle der engen gewundenen Gäßchen, in denen sich die Menge bei jedem Brande sofort flauen mußte, treten breite Straßen, die nun auch endlich eine Pflasterung erhalten und nicht mehr durch fortgeworfenen Urath ungesund gemacht werden dürfen.

Das Jahr 1690 bringt weiter die bedeutendste Erfindung von der Herdes. Er zeigte, wie man aus zusammengefügten Segeltuchbahnen Schläuche herstellen könne. Sie waren gewiß nicht schön und im trocknen Zustande sehr undicht, aber sie bildeten immerhin den Anfang einer Entwicklung, die bei den moderneren, absolut dichten Gummischläuchen endet. Auch die Bildung von Berufsfeuerwehren setzte in Paris im Jahre 1705, in Hamburg im Jahre 1750 ein, und von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an steigt die Zahl dieser Wehren sehr schnell.

Gleichzeitig erfahren die Löschmittel eine gewaltige Verhärtung durch die Erfindung der fahrbaren Dampfströme, und schließlich wird bei derartigen Feuerlöschwesen auch eine Feuerversicherung zu verhältnismäßig niedrigen Prämienlagen ganz allgemein.

Der Fortschritt ist unverkennbar, aber von der Vollkommenheit hind wir noch weit entfernt. Die Ziffern für die alljährlich in den Ver. Staaten sich ergebenden Brandverluste sind so fasslos. Es betragt der durchschnittliche Verlust für die jüngsten fünf Jahre

über eine Viertelmilliarde, 269 Millionen Dollars genau. Werthe im Betrage von \$737,000 sind während dieser fünf Jahre täglich in Rauch und Feuer aufgegangen. Rund eine Million Brände hat es in den jüngsten zehn Jahren in unserem Lande gegeben.

Im Jahre 1908 betragen die durch Brände in den Ver. Staaten angerichteten Verluste \$215,000. Der Schaden durch Waldbrände ist dabei nicht eingeschlossen; im Herbst dieses Jahres hatte er sich viele Wochen lang täglich auf eine Million belaufen. Die durch den Feuerbäumen verursachten Ausgaben steigern sich aber weit mehr, wenn man dazu rechnet, was seine Bekämpfung kostet. Da erscheinen noch für Erhaltung von Feuerwehren \$49,000,000, für Wasser zum Schutz gegen Feuer allein \$29,000,000, für privaten Feuerchutz \$18,000,000, Versicherungsprämien über den Betrag der Verluste durch Feuer \$146,000,000, zusammen also für das Jahr 1908 \$457,000,000. Die Verschwendung durch Feuer in den Ver. Staaten ist um so viel größer als die der größten sechs Länder Europas zusammengekommen, wie die Kosten der Erhaltung der gesammten deutschen Armee für ein ganzes Jahr. Der durchschnittliche jährliche Verlust durch Feuer in den sechs wichtigsten Ländern Europas betrug 33 Cents per Kopf der Bevölkerung, während er in den Ver. Staaten im Jahre 1908 \$3.02 per Kopf betrug.

Was die Bekämpfung des Brand-übels hierzulande betrifft, so stößt man auf die ersten Anfänge des Feuerlöschwesens bereits in der alten Kolonialzeit am Hudson. Dort hatte Peter Stuyvesant kaum mit seinem einzigen Fuß auf dem Boden von New Amsterdam Posto gefaßt, als er zur Ernennung von zwei Feuerkommissären schritt. Sie hatten die Pflicht, den etwa 1000 Einwohnern in die Schornsteine zu gucken. Waren sie nicht lauter gefegt, so mußte eine Strafe erlaßt werden. Das Geld diente zur Anschaffung von Löschgeräthen. Bereits im Jahre 1650 waren 150 Ledereimer vorhanden, und im Jahre 1737 konnte man an die Anschaffung von zwei Feuerspritzen mit Handpumpen denken. Das entriem aus heutzutage freilich ein leichtes Lächeln, wenn man daran denkt, wie im modernen New York und allen anderen amerikanischen Städten die Feuerwehr organisiert ist. Mit ihren Kommandanten, Maschinen und vorzüglichen Apparaten kann sie zu der besten der Welt gerechnet werden.

24.
Englands neuestes Schlachtschiff, mit dessen Bau dieser Tage begonnen worden ist, soll Maschinen von 70,000 Pferdekraften bekommen. Sein Vorgänger hat nur 45,000 Pferdekraft. Immer größere Schlachtschiffe. Und wozu? Zur Erhaltung des Weltfriedens. So versichern wenigstens die englischen Staatsmänner.

über eine Viertelmilliarde, 269 Millionen Dollars genau. Werthe im Betrage von \$737,000 sind während dieser fünf Jahre täglich in Rauch und Feuer aufgegangen. Rund eine Million Brände hat es in den jüngsten zehn Jahren in unserem Lande gegeben.

Im Jahre 1908 betragen die durch Brände in den Ver. Staaten angerichteten Verluste \$215,000. Der Schaden durch Waldbrände ist dabei nicht eingeschlossen; im Herbst dieses Jahres hatte er sich viele Wochen lang täglich auf eine Million belaufen. Die durch den Feuerbäumen verursachten Ausgaben steigern sich aber weit mehr, wenn man dazu rechnet, was seine Bekämpfung kostet. Da erscheinen noch für Erhaltung von Feuerwehren \$49,000,000, für Wasser zum Schutz gegen Feuer allein \$29,000,000, für privaten Feuerchutz \$18,000,000, Versicherungsprämien über den Betrag der Verluste durch Feuer \$146,000,000, zusammen also für das Jahr 1908 \$457,000,000. Die Verschwendung durch Feuer in den Ver. Staaten ist um so viel größer als die der größten sechs Länder Europas zusammengekommen, wie die Kosten der Erhaltung der gesammten deutschen Armee für ein ganzes Jahr. Der durchschnittliche jährliche Verlust durch Feuer in den sechs wichtigsten Ländern Europas betrug 33 Cents per Kopf der Bevölkerung, während er in den Ver. Staaten im Jahre 1908 \$3.02 per Kopf betrug.

Was die Bekämpfung des Brand-übels hierzulande betrifft, so stößt man auf die ersten Anfänge des Feuerlöschwesens bereits in der alten Kolonialzeit am Hudson. Dort hatte Peter Stuyvesant kaum mit seinem einzigen Fuß auf dem Boden von New Amsterdam Posto gefaßt, als er zur Ernennung von zwei Feuerkommissären schritt. Sie hatten die Pflicht, den etwa 1000 Einwohnern in die Schornsteine zu gucken. Waren sie nicht lauter gefegt, so mußte eine Strafe erlaßt werden. Das Geld diente zur Anschaffung von Löschgeräthen. Bereits im Jahre 1650 waren 150 Ledereimer vorhanden, und im Jahre 1737 konnte man an die Anschaffung von zwei Feuerspritzen mit Handpumpen denken. Das entriem aus heutzutage freilich ein leichtes Lächeln, wenn man daran denkt, wie im modernen New York und allen anderen amerikanischen Städten die Feuerwehr organisiert ist. Mit ihren Kommandanten, Maschinen und vorzüglichen Apparaten kann sie zu der besten der Welt gerechnet werden.

25.
Englands neuestes Schlachtschiff, mit dessen Bau dieser Tage begonnen worden ist, soll Maschinen von 70,000 Pferdekraften bekommen. Sein Vorgänger hat nur 45,000 Pferdekraft. Immer größere Schlachtschiffe. Und wozu? Zur Erhaltung des Weltfriedens. So versichern wenigstens die englischen Staatsmänner.

26.
Englands neuestes Schlachtschiff, mit dessen Bau dieser Tage begonnen worden ist, soll Maschinen von 70,000 Pferdekraften bekommen. Sein Vorgänger hat nur 45,000 Pferdekraft. Immer größere Schlachtschiffe. Und wozu? Zur Erhaltung des Weltfriedens. So versichern wenigstens die englischen Staatsmänner.

27.
Englands neuestes Schlachtschiff, mit dessen Bau dieser Tage begonnen worden ist, soll Maschinen von 70,000 Pferdekraften bekommen. Sein Vorgänger hat nur 45,000 Pferdekraft. Immer größere Schlachtschiffe. Und wozu? Zur Erhaltung des Weltfriedens. So versichern wenigstens die englischen Staatsmänner.

28.
Englands neuestes Schlachtschiff, mit dessen Bau dieser Tage begonnen worden ist, soll Maschinen von 70,000 Pferdekraften bekommen. Sein Vorgänger hat nur 45,000 Pferdekraft. Immer größere Schlachtschiffe. Und wozu? Zur Erhaltung des Weltfriedens. So versichern wenigstens die englischen Staatsmänner.

29.
Englands neuestes Schlachtschiff, mit dessen Bau dieser Tage begonnen worden ist, soll Maschinen von 70,000 Pferdekraften bekommen. Sein Vorgänger hat nur 45,000 Pferdekraft. Immer größere Schlachtschiffe. Und wozu? Zur Erhaltung des Weltfriedens. So versichern wenigstens die englischen Staatsmänner.

30.
Englands neuestes Schlachtschiff, mit dessen Bau dieser Tage begonnen worden ist, soll Maschinen von 70,000 Pferdekraften bekommen. Sein Vorgänger hat nur 45,000 Pferdekraft. Immer größere Schlachtschiffe. Und wozu? Zur Erhaltung des Weltfriedens. So versichern wenigstens die englischen Staatsmänner.

31.
Englands neuestes Schlachtschiff, mit dessen Bau dieser Tage begonnen worden ist, soll Maschinen von 70,000 Pferdekraften bekommen. Sein Vorgänger hat nur 45,000 Pferdekraft. Immer größere Schlachtschiffe. Und wozu? Zur Erhaltung des Weltfriedens. So versichern wenigstens die englischen Staatsmänner.

32.
Englands neuestes Schlachtschiff, mit dessen Bau dieser Tage begonnen worden ist, soll Maschinen von 70,000 Pferdekraften bekommen. Sein Vorgänger hat nur 45,000 Pferdekraft. Immer größere Schlachtschiffe. Und wozu? Zur Erhaltung des Weltfriedens. So versichern wenigstens die englischen Staatsmänner.

33.
Englands neuestes Schlachtschiff, mit dessen Bau dieser Tage begonnen worden ist, soll Maschinen von 70,000 Pferdekraften bekommen. Sein Vorgänger hat nur 45,000 Pferdekraft. Immer größere Schlachtschiffe. Und wozu? Zur Erhaltung des Weltfriedens. So versichern wenigstens die englischen Staatsmänner.

34.
Englands neuestes Schlachtschiff, mit dessen Bau dieser Tage begonnen worden ist, soll Maschinen von 70,000 Pferdekraften bekommen. Sein Vorgänger hat nur 45,000 Pferdekraft. Immer größere Schlachtschiffe. Und wozu? Zur Erhaltung des Weltfriedens. So versichern wenigstens die englischen Staatsmänner.

35.
Englands neuestes Schlachtschiff, mit dessen Bau dieser Tage begonnen worden ist, soll Maschinen von 70,000 Pferdekraften bekommen. Sein Vorgänger hat nur 45,000 Pferdekraft. Immer größere Schlachtschiffe. Und wozu? Zur Erhaltung des Weltfriedens. So versichern wenigstens die englischen Staatsmänner.

36.
Englands neuestes Schlachtschiff, mit dessen Bau dieser Tage begonnen worden ist, soll Maschinen von 70,000 Pferdekraften bekommen. Sein Vorgänger hat nur